

„Schreibe, was ich selbst gern lesen würde“

INTERVIEW: Der Schwede Jonas Jonasson betrachtet die Welt gern mit schelmischem Augenzwinkern. Seit seinem Debüt „Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand“ gilt er als Garant für Bestseller. Ein Gespräch über Kunst und Freiheit, Afrika und Corona anlässlich seines Romans „Der Massai, der in Schweden noch eine Rechnung offen hatte“.

Sie hatten Ihren Massai-Roman weltweit an Verlage verkauft, bevor Sie ihn geschrieben hatten. Hat Sie das unter Druck gesetzt?

Absolut nicht. Ich liebe meinen Beruf und gehe stets sehr zuversichtlich an die Arbeit. Ich kann ohnehin nur das schreiben, was ich selbst auch gerne lesen möchte.

Das Konzept der Rache ist ein Thema des Romans. Sind Sie selbst rachsüchtig? (lacht) Nein! Rache ist eine schlimme Sache. Trotzdem denke ich, irgendwo schlummert sie in den meisten von uns. Aber sie kann ja auch einen positiven, sozusagen therapeutischen Effekt haben: Wenn Sie mir etwas Böses antun, dann werde ich angeregt, mir verschiedene Arten der Rache zu überlegen.

Aber nur darüber nachdenken, oder? Genau. Das kann ein wichtiger Weg sein, um böse Taten zu verarbeiten. Zudem steckt ja im Konzept der Rache auch ein beträchtlicher Anteil von Humor. Deswegen habe ich sie wohl zu meiner Geschichte hinzugefügt.

Wie kamen Sie auf Kenia als Schauplatz?

Ich bin Miteigentümer einer Safari-Lodge in Kenia, wo es uns darum geht, die natürliche Landschaft zu erhalten und vor landwirtschaftlicher Nutzung zu bewahren. Wir unterstützen auch eine Schule dort, vor allem, um Mädchen vor dem Ritual der Genitalbeschneidung zu bewahren.

Wie funktioniert Ihr Schreibprozess. Führen Sie Ihre Figuren durch eine festgelegte Handlung?

Ich habe einen Anfang, und ich habe ein Ende, bevor ich beginne zu schreiben. Und zwischen Anfang und Ende habe ich etwa zehn Haltestellen – wenn wir uns die Erzählung mal als Buslinie vorstellen möchten. Das alles ist sehr klar festgelegt. Dann bringe ich meine Figuren hinzu und beginne mit dem Schreiben. Das ist der echte Spaß-Faktor daran. Denn immer dann – unterwegs im Bus, sozusagen – fange ich an, meine Figuren kennenzulernen. Ein Resultat dieser Methode ist, dass ich, wenn ich so ungefähr auf Seite 140 angekommen bin, zurückgehen muss auf Seite 10, 15 oder 20, um bestimmte Aussagen oder Reaktionen einer Figur zu ändern. Denn nun kenne ich ihn oder sie besser.

In Ihrem Buch spielen auch die Gemälde von Irma Stern, einer südafrikanischen Künstlerin deutsch-jüdischer Herkunft, eine Rolle. Wie kamen Sie auf sie?

Bei meinem Bushaltestellen war Irma Stern nicht von Anfang an da. Sie tauchte erst auf, als ich bei der Kunstauktions-Firma Bukowskis in Stockholm recherchierte. Ich fragte einen der Kunstexperten dort, ob er mir helfen könne, Fälle von Kunst-Betrug zu konstruieren. Wir gingen gemeinsam afrikanische Künstler durch. Er brachte Irma Stern ins Spiel. Ich hatte schon von ihr gehört, hatte im Museum in Kapstadt Bilder von ihr gesehen. Als er ihren Na-



„Ich liebe meinen Beruf und gehe stets sehr zuversichtlich an die Arbeit“, sagt der schwedische Erfolgsautor Jonas Jonasson. FOTO: DPA

men nannte, war mir schlagartig klar, dass sie die Richtige für meine Geschichte sein würde: Sie würde zur Brücke werden zwischen meinem Afrika und meinem Europa.

Und nicht nur das. Nein, sie gab auch den Anstoß dazu, in

dem Buch meine Sorgen über unsere Zukunft und die weitere Entwicklung der Demokratie auszudrücken. Die Freiheit der Kunst steht dem Recht auf freie Meinungsäußerung und der Pressefreiheit sehr nahe. Damit haben wir zurzeit einige Schwierigkeiten. Und plötzlich sah ich, dass wir – genau als Ir-

ma Stern Anfang der Dreißigerjahre auf dem Höhepunkt ihrer Schaffenskraft war – schon einmal an so einem Punkt waren.

Vergangenen Mai waren Sie und Ihre Frau an Covid-19 erkrankt. Wie geht es Ihnen beiden heute?

Uns geht's gut, wir sind vollkommen gesund. Aber schon aus Respekt gegenüber anderen kann man sich nicht so verhalten, als wäre man unbesiegt. Das würde die falschen Signale senden.

Glauben Sie, der schwedische Weg, mit der Pandemie umzugehen, war – und ist – der richtige Ansatz?

Ich denke, darauf werden wir die Antwort erst in zehn Jahren oder so kennen. Noch gibt es keinen Nachweis dafür, dass der schwedische Ansatz falsch war. Wenn Sie mich fragen, dann hat die Pandemie – aus schwedischer Sicht – tatsächlich einen ganz anderen Systemfehler aufgedeckt: Sie zeigte uns, wie schlecht unsere Seniorenheime organisiert sind, wie extrem unterbezahlt die Menschen sind, die dort arbeiten. Covid-19 war hier unser Weckruf: Wir müssen etwas ändern!

In Deutschland sind wir mitten im Lockdown. Alle haben daher mehr Zeit zum Lesen. Können Sie dafür Bücher – neben Ihren eigenen – empfehlen?

Nun, mir haben immer die Bücher meines finnischen Kollegen Arto Paasilinna sehr gut gefallen, vor allem sein „Das Jahr des Hasen“. Paasilinna ist ein guter Covid-19-Schriftsteller (lacht).

[INTERVIEW: ANDREA HERDEGEN]

LESEZEICHEN

– Jonas Jonasson: „Der Massai, der in Schweden noch eine Rechnung offen hatte“; aus dem Schwedischen von Astrid Arz; C. Bertelsmann; 400 Seiten; 22 Euro.

LESEWELTEN

Für Goethe-Liebhaber: Briefwechsel nun online

Der Briefwechsel zwischen Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) und seinem Vertrauten und Mitarbeiter Friedrich Wilhelm Riemer (1774-1845) ist jetzt im Internet nachzuerfolgen. Die Klassik Stiftung Weimar hat die 1803 angefangene und bis 1832 fortgeführte Korrespondenz mit 430 Briefen in digitaler Form veröffentlicht. Die Briefe befassen sich mit Sprache und Form von Goethes Werken, teilte die Stiftung mit. Die digitale Ausgabe umfasst Konzepte, druckfertige Manuskripte, Aushänge- oder Korrekturbogen, die zum Teil mit handschriftlichen Korrekturen versehen sind. |dpa

Buchpreisträgerin Anne Weber hält Schillerrede 2021

Die Schriftstellerin und Übersetzerin Anne Weber wird am 7. November die Marbacher Schillerrede des Jahres 2021 halten. Die in Offenbach geborene und in Paris lebende Autorin, die 2020 für ihr Buch „Annette, ein Heldinnenepos“ den Deutschen Buchpreis erhielt, publiziert auf Deutsch und Französisch. Mit der Schillerrede, initiiert vom Deutschen Literaturarchiv Marbach, wird jährlich an den Geburtstag des Dichters Friedrich Schiller erinnert. Im vergangenen Jahr hielt der Virologe Christian Drosten die Schillerrede. |epd

SO ERREICHEN SIE UNS

IHR WOCHENENDE

Titelseite/Über Grenzen
Dr. Dagmar Gilcher
Die Seite mit dem Biber
Tatjana Klöckner
Bibliothek
Susanne Schütz

Telefon: 0621 5902-302

Rätsel und Spiele, Im Garten, Tier und Mensch
Iris Rechner; Telefon: 0621 5902-305

ZUM BUCH

„Der Massai ...“

Wunderbar verrückt und respektlos komisch: Ein profitgieriger schwedischer Galerist trifft auf einen kenianischen Massai, der ein millionenschweres Gemälde besitzt, das von der deutsch-afrikanischen Künstlerin Irma Stern stammen könnte. Mit überbordendem Ideenreichtum beschreibt Jonasson einen Kultur-Clash der Extraklasse und hält uns den Spiegel vor. |Jahr

Ein Roman in 168 Miniaturen

„Sonst war nichts“: Mitreißendes Debüt des Autors und Journalisten Steffen Brück

VON PETER CLAUS

Ein weißer Einband, ohne Illustration. Darauf nur in schlichten schwarzen Versalien der Name des Autors, Steffen Brück. Dazu der Titel „Sonst war nichts“. Drunter: „Roman in Miniaturen“. – Die äußere Schlichtheit verlockt sofort zum Lesen. Und das lohnt.

Steffen Brück, der zuvor schon einen Gedichtband veröffentlicht hat, ist ein bemerkenswertes Romandebüt gelungen. Bereits die erste der 168 Miniaturen ist von großer Intensität: „Ich könnte mich nicht erinnern. Ich könnte mich nicht erinnern, daß da was war. Daß da was war von Belang, meine ich.“ Was folgt, sind 167 gelegentlich genauso kurze, manchmal längere Texte, ab und an in Gedichtform. Diese Gedanken-

splitter und Erinnerungen erzählen, deutlich von eigenem Erleben des jetzt 52-jährigen inspiriert, von nichts als Alltäglichem. Ein Lebensweg wird abgegangen, von der Kindheit, damals, in einer nicht sehr großen Stadt am Rhein, bis zum Erwachsensein, in Berlin.

Im lakonischen Ton hier und da an Bov Bjergs Bestseller „Auerhaus“ erinnernd, fesselt dieses Buch zum einen mit den en passant aufblitzenden Reflexionen gesellschaftlicher Entwicklungen und Zustände. Im Persönlichen wird Zeitgeschichte greifbar. Steffen Brück ist ein kluger Beobachter, entdeckt konturenscharf das Besondere im scheinbar Banalen. Zum anderen packen die unsentimentalen Einblicke in die Gefühlswelt eines Jungen, der zum Erwachsenen wird, schließlich selbst

eine Familie hat. Prägend dabei: der frühe Verlust des Vaters. Steffen Brück gelingt es, den damit verbundenen Schmerz nachfühlbar zu beschreiben, ohne oberflächliches Mitgefühl zu provozieren. Immer, wenn sich eine Träne in den Augenwinkel schleichen möchte, dem Buch meine Sorgen über unsere Zukunft und die weitere Entwicklung der Demokratie auszudrücken. Die Freiheit der Kunst steht dem Recht auf freie Meinungsäußerung und der Pressefreiheit sehr nahe. Damit haben wir zurzeit einige Schwierigkeiten. Und plötzlich sah ich, dass wir – genau als Ir-

men nannte, war mir schlagartig klar, dass sie die Richtige für meine Geschichte sein würde: Sie würde zur Brücke werden zwischen meinem Afrika und meinem Europa.

Und nicht nur das. Nein, sie gab auch den Anstoß dazu, in dem Buch meine Sorgen über unsere Zukunft und die weitere Entwicklung der Demokratie auszudrücken. Die Freiheit der Kunst steht dem Recht auf freie Meinungsäußerung und der Pressefreiheit sehr nahe. Damit haben wir zurzeit einige Schwierigkeiten. Und plötzlich sah ich, dass wir – genau als Ir-

dem Buch meine Sorgen über unsere Zukunft und die weitere Entwicklung der Demokratie auszudrücken. Die Freiheit der Kunst steht dem Recht auf freie Meinungsäußerung und der Pressefreiheit sehr nahe. Damit haben wir zurzeit einige Schwierigkeiten. Und plötzlich sah ich, dass wir – genau als Ir-

LESEZEICHEN

Steffen Brück: „Sonst war nichts“; Günther Emigs Literatur-Betrieb; 208 Seiten; 12 Euro.

Auf Spurensuche

Hans Pleschinskis neuer Roman „Am Götterbaum“

VON GABRIELE WEINGARTNER

Mit seinen Romanen wolle er „Lebensheiterkeit“ in die Literatur bringen, sagte Hans Pleschinski einmal in einem Radio-Interview. Dieses Versprechen löst er auch in seinem neuen Roman „Am Götterbaum“ ein. Dessen Inhalt ist schnell zusammengefasst: Drei ältere Damen spazieren an einem Märzabend quer durch München zur Villa des ersten deutschen Literaturnobelpreisträgers, da diese womöglich zu einem Kulturzentrum ausgebaut werden soll.

Paul Heyse (1830 bis 1914) heißt der große Vergessene, der wieder erweckt werden soll. Zu seinen Lebzeiten erzielte er mit seinen Erzählungen, Romanen und Gedichtbänden hohe Auflagen, er wurde reich und Vater vieler Kinder, erwarb Grundbesitz nicht nur in München, sondern auch am Gardasee, pflegte Kontakt mit dem bayerischen Königshaus und stand mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen und Künstlerkollegen auf gutem Fuß.

Es ist die Stadträtin Antonia Silberstein, die sich mit der Idee des Paul-Heyse-Zentrums am Ende ihrer Dienstzeit noch einmal politisch profilieren will. Gegen kompetente Rückendeckung hat sie nichts einzuwenden. So nimmt sie Therese Flößer, ihres Zeichens Archivarin im Münchner Literaturarchiv, sowie Ortrud Vandervelt, eine Soeben von einer Lesereise aus Russland zurückgekehrte Schriftstellerin, mit auf ihren Spaziergang. An dessen Ende, direkt vor der ummauerten Villa, wartet dann der richtige Experte: Professor Harald Bradford, der gerade eine Biografie über Paul Heyse beendet hat. Zwar kenne er die Abwehrlhaltung gegen Heyse, sagt er. Aber: „Wer gegen Heyse ist, ist gegen die Poesie. (...) aus der alles Gute und Schöne“ erwachse.

Spätestens an dieser Stelle erhebt sich die Frage, warum es Hans Pleschinski, der seine Leserschaft mit einem Thomas-Mann-Roman („Königsallee“, 2013) und einem Gerhart-Hauptmann-Roman („Wiesenstein“, 2018) entzückte, mit seinem um Paul Heyse kreisenden Roman „Am Götterbaum“ nicht gleichermaßen gelingen will. Hat der Autor aus der Not eine Tugend gemacht, nachdem er erkannte, dass der Literaturnobelpreisträger seinen eigenen literarischen Ansprüchen nicht genüge? Hat er beim Schreiben die Lust verloren, ihn zu seinem Helden zu machen, weil er nicht mehr als mittelmäßig war?

Der Gedanke liegt nicht fern, dass sich der Autor nur mit einem – zugegeben – genialen Trick aus der Bredouille retten konnte, man denke an die Massen von Material, das er beackert haben muss! Also lässt er Heyse nicht leibhaftig in seinem Roman erscheinen, sondern andere über ihn reden. Beim Gang durch München, der Pleschinski ganz



Nähert sich Nobelpreisträger Paul Heyse an: Hans Pleschinski. FOTO: PICTURE ALLIANCE / DPA-ZENTRALBILD

nebenbei zu einer (durchaus kritischen) Liebeserklärung gerät, zitieren Silberbaum, Flößer und Vandervelt – wo sie gehen und stehen – aus seinem Werk, vor der Ampel am Fußgängerüberweg, auf Parkbänken, in Hauseingängen, im Café. Der Professor liest im Laufen aus seinem Laptop vor und wird nicht müde, Heyse als Förderer der Frauenemanzipation zu preisen. Auf diese Weise verteilt Pleschinski seine eigenen Pro- und Contra-Argumente fein säuberlich auf seine Protagonisten, was ihm Differenzierung ermöglicht und ihn selbst vor einem literarischen Urteil bewahrt.

Trotzdem: Das macht Spaß zu lesen, man schätzt Pleschinskis Ironie und Humor und lernt viel. Heyses in den Dialogen aufscheinender Lebenslauf führt uns die Zeit vor Augen, in der er lebte, an der er aber wohl nicht litt. Jedenfalls liegt der Verdacht nahe, dass es am Ende doch Ortrud Vandervelt ist, die Hans Pleschinski nahe steht: Sie ist bis zum Schluss seines Romans von der Qualität des Nobelpreisträgers nicht zu überzeugen, sie legt jeden Satz, jedes Gedicht des Reimsüchtigen auf die Goldwaage. Und gewährt Einblicke in ihr eigenes Leben als Schriftstellerin, räsoniert über das Schreiben in digitalisierten Zeiten. Die Erzählung von ihrer Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn und die Entdeckung eines Hermelins auf einem mit Schnee bedeckten Hausdach gehört zweifellos zu den eindringlichsten Passagen des Buches.

LESEZEICHEN

– Hans Pleschinski: „Am Götterbaum“; Roman; 277 Seiten; C.H. Beck Verlag; 23 Euro.

Fulminante Familiensaga

Der Kanadier Michael Christie legt mit „Das Flüstern der Bäume“ einen schmucken Schmöcker vor

VON UDO SCHÖPPER

Die englischsprachige kanadische Literatur hat sich in den vergangenen 25 Jahren aus dem Schatten der schier übermächtigen US-Literatur gearbeitet. Dazu trugen in erster Linie die beiden kreativen Seniorinnen, Alice Munro und Margaret Atwood, bei. Nicht zu vergessen der unglaubliche Michael Ondaatje, der qua Urteil mit dem „Englischen Patienten“ das beste aller Bücher schrieb, die mit dem Man-Booker-Preis belobigt wurden. Auch One-Hit-Wonder tauchten auf, wie Anne Michaels und ihre „Fluchtstücke“ oder Yann Martels „Schiffbruch mit Tiger“. Vermutlich kann man auch „Generation X“ von Douglas Coupland dazu zählen.

Michael Christie gehört schon einer neuen Generation an. Mal abgesehen von dem völlig unpassenden (ja: unwürdigen!) deutschen Titel „Das Flüstern der Bäume“, der eher an einen banal-belanglose TV-Vorabendserie erinnert, ist das ein fast makelloser Roman. Im Original heißt das Buch schlicht „Greenwood“ – das ist selbstverständlich der bessere Titel.

Denn es geht um die Greenwoods, erzählt wird eine fulminante Familiensaga über vier Generationen hinweg. Die Geschichte hat ihren düsteren Anfang im Jahr 2038. Die junge Botanikerin Jacinda Greenwood arbeitet als Naturführerin auf Greenwood Island, einer wegen ihrer jahrhundertalten Bäume geschützten Insel. Dort zu arbeiten ist ein Privileg. Der Menschheit geht es schlecht, die Städte ersticken an Staub. Das ist eine Folge des großen Welkens. Pilz- und Insektenbefall haben Hektar

um Hektar der Wälder getilgt. Aber bitte nicht falsch verstehen: „Das Flüstern der Bäume“ ist keinesfalls ein Ökothriller. Die mannigfaltigen menschlichen Beziehungen stehen im Mittelpunkt. Die junge Frau ist ohne Vater aufgewachsen. Sie wird aus ihrer täglichen Routine gerissen – als ihr früherer Verlobter Silas auftaucht. Er ist mittlerweile Anwalt und berichtet ihr, dass sie juristisch ein Anrecht auf die Insel hat.

Von diesem Punkt aus wird die Geschichte rückwirkend erzählt. Ein altes Tagebuch spielt eine nicht unerhebliche Rolle. Holz, Bäume, Wälder, alle Figuren haben damit zu tun. Wie an den Jahresringen einer Baumscheibe von

außen zum innersten Kern führt der in Thunder Bay, Ontario, geborene Christie die Leser zurück ins Jahr 2008, ins Jahr 1974, ins Jahr 1934 sowie in das Jahr 1908. Da begann alles.

1908 also. Damals wurden zwei Waisenjungen nach einem Zugunfall kurzerhand zu Brüdern erklärt, ihnen gab man den Namen Greenwood. Harris und Everett sind grundverschieden. Dem Motiv des „Bruderkonflikts“, seit jeher ein großes Thema in der Dichtung, wird hier ein weiteres Kapitel hinzugefügt. Everett trickst seinen (sehbehinderten) Bruder aus, und zieht für ihn in den Ersten Weltkrieg. Danach ist er seelisch verwundet. Er lebt nach der

Rückkehr als Einsiedler in einem Waldstück, erzielt sein bescheidenes Einkommen, indem er Sirup von Bäumen abzapft.

Die Brüder sehen sich einige Jahre nicht. Denn Everett möchte nicht zurück zu Harris. Doch eines Tages findet Everett ein neugeborenes Mädchen, das an einem Baum in einem Stück Stoff hängt. Er übernimmt die Verantwortung, beschützt das Mädchen und reist quer durch Kanada – zu seinem Bruder. Everett ist auf der Flucht, denn der Industrielle R. J. Holt will das Mädchen unbedingt haben, die Mutter Euphemia Baxxter war eine Mätresse von ihm. Und an dem Tagebuch der Gespielin ist er brennend interessiert, er vermutet intime Äußerungen über das folgenreiche Techtelmechtel, die seinem Ansehen schaden könnten.

Deshalb hetzt er Everett seinen Angestellten Harvey Lomax auf den Hals. Eine abenteuerliche Reise beginnt. Am Ende opfert sich Everett – und zahlt einen hohen Preis. Aber er wird das Mädchen noch einmal sehen ...

„Das Flüstern der Bäume“ ist ein sorgfältig und originell komponierter Roman. Nach und nach entblättert sich das Geschehen ... Das Buch ist sehr spannend – ein schmucker Schmöcker im klassischen Sinn. Der tolle Roman ist höchstens in einer Passage ein klein bisschen unglaubwürdig, als das Tagebuch wieder auftaucht. Peanuts. Das kann das Buch locker wegstecken.

LESEZEICHEN

– Michael Christie: „Das Flüstern der Bäume“; aus dem kanadischen Englisch von Stephan Kleiner; Penguin Verlag; 560 Seiten; 22 Euro.



Michael Christie lebt selbst auf einer baumreichen Insel: Galiano Island (hier Bluffs Park), gelegen vor Vancouver in British Columbia. FOTO: PICTURE ALLIANCE / ALL CANADA PHOTOS / MICHAEL WHEATLEY